

HEYNE <

ZUM BUCH

Zwei Leichen, eingemauert in ein Kriegerdenkmal, sind nur der Anfang eines Albtraums. Reporter Paul Wagner und Historiker Georg Sina sind einem Geheimnis auf der Spur, das am Fundament der katholischen Kirche rüttelt. Gesucht wird ein brisantes Archiv, das in den letzten Kriegstagen von Himm- lers Wewelsburg in die Alpenfestung transportiert werden sollte, dort jedoch nie ankam. Irgendwo in Österreich ist es verschwunden ... Der vatikanische Geheimdienst und eine geheimnisvolle Bruderschaft sind nicht zimperlich, wenn es darum geht, dieses Wissen wiederzuerlangen – und eines wird schnell klar: Alle, die jemals mit dem Archiv zu tun hatten, sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Doch da ist noch etwas Älteres ... viel Gefährlicheres ... seit Urzeiten ein Spiel spielend. Als Sina und Wagner das erkennen, scheint es schon zu spät zu sein.

Teufel ist das atemberaubende Finale der Trilogie um den Reporter Paul Wag- ner und den Gelehrten Georg Sina.

ZU DEN AUTOREN

Gerd Schilddorfer, 1953 in Wien geboren und aufgewachsen, ist freier Journalist und Fotograf. Er lebt und arbeitet in Wien, Berlin, Niederösterreich und wo immer es ihn hinverschlägt. Schilddorfer ist Reisender und Weltenbum- mler. Wenn er nicht schreibt, restauriert und fährt er mit Hingabe alte Renn- motorräder.

David G. L. Weiss, geboren 1978, lebt und arbeitet in Wien und im Wald- viertel in Niederösterreich. Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien, danach regelmäßige Veröffentlichungen im Österrei- chischen Rundfunk. Er ist Mitverfasser mehrerer wissenschaftlicher Publikatio- nen (unter anderem für den ORF) sowie eines Theaterstücks.

Besuchen Sie den Blog der Autoren unter <http://schilddorfer-weiss.blogspot.com>

LIEFERBARE TITEL

Ewig - Narr

SCHILDDORFER & WEISS

Teufel

THRILLER

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Gewidmet unseren Freunden, die schon vorausgegangen sind:

Paul Rusch

2.12.1954 – 14.8.2009

Nous prendrons la route vers l'horizon

Encore une fois ensemble, mon vieux!

Promis! Attends-moi...

Gerhard Schweiger

20.10.1977-18.2.2003

Von Bruder zu Bruder

Der Eure bis in den Tod.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 07/2013

Copyright © 2011 by LangenMüller

in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design

unter Verwendung der Originalgestaltung von Wolfgang Heinkel

Umschlagillustration von © Stefanie Bemmann

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-43603-9

www.heyne.de

Prolog I

21. Januar 2010, Burg Grub, Waldviertel/Österreich

Es hatte fast eine Woche lang Tag und Nacht geschneit. Der Schnee türmte sich in meterhohen Schichten auf den Häusern der kleinen Ortschaften und hatte sich wie ein Leichentuch über die Landschaft gelegt. Er verschluckte Bäume, kleine Bäche, Straßen und jedes Geräusch.

Der Mann, der nach Mitternacht mit dem steilen Anstieg zur Burg Grub kämpfte, versank bis zu den Hüften in der eisigen weißen Flut. Rund um ihn war es stockdunkel, kein Licht drang aus den Fenstern des kleinen Ortes, den er gerade hinter sich gelassen hatte.

Alles schlief.

Der schwere, schwarze Rucksack drückte ihn immer wieder tiefer in den Schnee. Trotzdem, wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben, strebte er unbeirrt dem Gipfel des steilen Hügels zu, auf dem die Burg hochragte. Die rohen, dunklen Steinmauern, auf denen dick und schwer der Schnee lastete, wuchsen schroff und abweisend in die Nacht. Irgendwo in der Ferne heulte ein Hund.

Der Mann war an einer Weggabelung angelangt, die durch eine tief verschneite Buche gekennzeichnet war. An den Stamm war ein Kreuzifix genagelt. Der Heiland trug eine Krone aus Schnee. Mit einem schiefen Lächeln blickte der Unbekannte auf. Die Wolken teilten sich und gaben mit einem Mal den Blick auf den kalt strahlenden Abendstern frei, das Gestirn des Teufels. Die Wolkendecke schloss sich erneut, wie von Geisterhand. Der Mann schüttelte leicht den Kopf und wandte sich dann nach rechts. Durch die Wand aus Schneeflocken glaubte er die Umrisse einer Zugbrücke zu erkennen. So tastete er sich weiter.

Mühsam pflügte er durch den Schnee, immer näher an die Burg und damit an sein Ziel heran. Als er schließlich am Rand des Grabens stand, setzte er den Rucksack ab und holte tief Luft. »Verfluchter Schnee«, murmelte er und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

Dann warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war genau 1.30 Uhr. Er war im Zeitplan.

Die Zugbrücke war heruntergelassen. Meterhoher Schnee, der unter seinen Schritten knirschte, lag auf den Planken. Je näher er den Mauern kam, umso höher erschienen sie ihm. Eine Eigernordwand aus Eis, Schnee und einigen vorspringenden Steinen.

Als er mit den Handflächen über das raue Holz des Tores glitt, überlegte er seine nächsten Aktionen. Sollte er versuchen, das Schloss aufzubrechen? Oder würde ihm der Weg über die Mauer nicht erspart bleiben?

Seine Augen suchten nach einem Schloss. Doch es gab keines. Das Tor war eine massive Fläche aus dicken Holzbohlen. Da war kein Ansatzpunkt, kein Schlüsselloch. Die beiden Flügel fügten sich fast nahtlos aneinander.

Er blickte hoch zur Mauerkrone und fluchte. Dann griff er in seinen Rucksack, nahm das schwarze Seil mit dem Wurfhaken heraus und wog es in seiner Hand. Nach einigen Schritten zurück über die Brücke wandte er sich um und warf. Mit einem leisen Zischen entrollte sich das Seil. Der Haken prallte von der Mauer ab und fiel wieder zurück.

Nach dem fünften Versuch verhakte er sich endlich. Der Mann riss versuchsweise am Seil, es hielt. Zufrieden schulterte er den Rucksack und begann zu klettern.

Professor Georg Sina war in seinem Lehnstuhl eingeschlafen, eine Tasse mit einem kalten Teerest noch in der Hand. Das Feuer im Kamin war auf Glutnester heruntergebrannt, und es war kühl geworden in der großen Wohnküche der Burg. Auf Sinas Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch über die Michaelskirchen in Niederösterreich. Eine Mappe mit dem Titel »Il Diavolo in Torino« und einem seltsamen Zeichen auf dem Umschlag lag auf einem kleinen Tischchen neben dem Lehnstuhl. Die Kerzen in dem alten Messingleuchter flackerten nur noch schwach. Vom Sofa her kam wohliges Stöhnen. Tschak, der kleine tibetische Hirtenhund, träumte von langen Spaziergängen durch die winterliche Landschaft und von flüchtenden Hasen.

Die Träume seines Herrchens waren weit weniger erfreulich. Eine grinsende Fratze, deren Züge sich ständig wandelten, materialisierte

sich aus dem Nichts, huschte über rohe Wände, verwandelte sich in einen Zwerg, der, auf einen Stock gestützt, dem Wissenschaftler höhnisch ins Gesicht lachte. Doch plötzlich war die kleine Gestalt verschwunden, und an ihre Stelle traten drei gackernde Hühner, die bedrohlich wirkten und sich wie auf ein unhörbares Kommando in Bewegung setzten. Sie kamen direkt auf ihn zu und wurden größer und größer ...

Keuchend zog sich der Unbekannte auf die breite Mauerkrone und ließ sich in den Schnee fallen. Es schneite unvermindert. Die dicken Flocken tanzten vor seinen Augen. Der Gedanke an den Abstieg auf der anderen Seite über die rutschigen Steine war kein erfreulicher. Doch dann sah er genauer hin. Da stand ein massives Eisengerüst, das fast bis zur Mauerkrone reichte.

Der Mann grinste und richtete sich auf. »Herzlichen Dank, Professor«, murmelte er, »für das verspätete Weihnachtsgeschenk.«

Die Planken unter seinen Füßen waren rutschig und trügerisch. Als er gegen etwas stieß, das laut klappernd in der Tiefe verschwand, hielt er den Atem an. Vielleicht war das Gerüst doch keine so gute Idee gewesen.

Zwei Etagen später geschah es. Sein Rucksack blieb an einer der Querstreben hängen und riss ihn zurück. Er verlor das Gleichgewicht, stolperte über eine Schubkarre voller Werkzeug und schlug der Länge nach hin. Mit Getöse stürzten Hämmer, Steine, Haken, leere Bierflaschen in die Tiefe. Der Lärm hätte Tote geweckt.

»Verdammt, verdammt, verdammt«, zischte der Unbekannte und schaute über den Rand der Planke in den Burghof. Ein helles Quadrat aus Licht erschien auf der unberührten Schneefläche. Dann schoss ein kleiner Hund bellend aus der Tür und verschwand sofort bis zur Schwanzspitze im Schnee.

Ein verschlafener Professor Sina lugte um die Ecke. Der Eindringling blieb regungslos liegen. Er schob sich etwas vom Rand des Gerüsts zurück, näher in den Schatten der Mauer. Dabei stieß er eine Kelle an, die scheppernd an den Stützen entlang zu Boden fiel.

Das Geräusch schallte durch die Nacht und weckte Sina vollständig. Er stürzte in die Wohnküche zurück, griff nach seinem Bogen und riss eine Handvoll vorbereiteter Pfeile aus dem bereitstehenden Köcher.

Seit ihm am Neujahrmorgen ein steter Touristenstrom den letzten Nerv geraubt hatte, war er für den Ernstfall gerüstet. Er war schließlich in die Einsicht gezogen und wollte nicht als Geheimtipp in einschlägigen Reiseführern enden.

Aber wer oder was war da draußen auf dem Gerüst?

Georg schnappte sich drei Brandpfeile, hielt sie in die Glut des Kamins und rannte auf den Burghof. Mit einem fauchenden Geräusch zog der erste Pfeil seine Lichtspur durch die Nacht und blieb in einem der Holzbretter des Gerüsts stecken.

Sina versuchte etwas zu erkennen, dann schickte er den nächsten Pfeil hinterher.

Mit großen Augen beobachtete der Eindringling den halb bekleideten Mann mit dem Bogen. »Der ist ja völlig irre«, flüsterte er entsetzt, als die Brandpfeile in seine Richtung rasten und wenige Meter von ihm entfernt im Holz stecken blieben. »Der fackelt noch das ganze Gerüst ab ...«

Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, war Sina bereits wieder verschwunden. An ein unentdecktes Eindringen war nicht mehr zu denken. Sein eigentliches Ziel, die Akte des Balthasar Jauerling, schien mit einem Mal unerreichbar. Der Unbekannte überlegte, sich wieder über die Mauerkrone zurückzuziehen. Oder sollte er es doch auf einen Kampf ankommen lassen? Und wo war der Hund?

In diesem Augenblick erschien Sina wieder auf dem Burghof, mit einem entschiedenen Gesichtsausdruck und einer Handvoll loderner Pfeile. Von irgendwoher unter dem Gerüst ertönte gedämpftes Bellen.

Der Angreifer kramte kurz in seinem Rucksack, zog eine Handgranate hervor und entscherte sie. Nach einem kurzen Moment entschied er sich für einen offenen Angriff. Er richtete sich auf und sah Sina im tiefen Schnee stehen und den nächsten Pfeil auf die Sehne legen.

»Das würde ich nicht tun, Herr Professor«, rief er, und seine Stimme brach sich an den Burgmauern. Georg erstarrte. Er sah eine dunkle Gestalt auf dem Gerüst kauern, eine Hand erhoben.

»Wir können uns wie zwei zivilisierte Menschen unterhalten, oder diese Handgranate wirft Sie bei der Renovierung dieser Ruine um mindestens drei Monate zurück.« Die Stimme des Mannes klang spöttisch. »Und von Ihrem Hund können Sie sich gleich verabschieden.«

»Diese Mauern haben bereits andere Kugeln gesehen und schlimmere Explosionen überstanden. Selbst Friedrich III. hat Monate gebraucht, um die Burg zu erstürmen«, gab Sina zurück und spannte ungerührt den Bogen. »Ich bin schneller in Sicherheit als Sie. Was Tschak betrifft, der ist längst im nächsten Hof. Werfen Sie!«

Stille senkte sich über den Hof. Fast lautlos stieg der Angreifer in Richtung Mauerkrone das Gerüst empor. Die Handgranate ließ er dabei nicht los. Er wollte weg von den Brandpfeilen, deren Flammen seine Position verraten könnten.

Sina sah die schemenhafte Bewegung im Dunkel und überlegte nicht lange. Mit einem Zischen schnellte ein schwarzer Jagdpfeil von der Sehne und raste durch die Nacht.

Als die breite, geschmiedete Spitze seinen Unterarm mit einem hässlichen Geräusch durchbohrte und am Knochen abprallte, jagte eine Schmerzwelle durch den Körper des Angreifers. Erschrocken ließ er die Handgranate fallen. Sie polterte das Gerüst hinab und verschwand im Schnee. Sekunden später zerriss eine Explosion die Stille, Feuerzungen schossen das Gerüst empor, die Streben knickten ein, und die Konstruktion stürzte kreischend in sich zusammen.

Im letzten Augenblick hielt sich der Eindringling am Mauerhaken fest und zog sich ächzend hoch. Ein weiterer Pfeil, der ihn nur um Zentimeter verfehlte, verriet ihm, dass Sina es persönlich genommen hatte. Nun galt es, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Wütend griff er mit der unverletzten Hand nach dem Seil und schwang sich über die Mauerkrone, während zwei weitere Pfeile über ihn hinwegzischten.

Auf der Hälfte des Abstiegs entglitt ihm das Seil.

Er stürzte ins Dunkel.

Prolog II

*Kenet-el-Jalil, Provinz Galiläa/
Römisches Reich unter Kaiser Tiberius*

In dem kleinen Ort Kenet-el-Jalil in der römischen Provinz ging es hoch her. Drei Tage lang dauerte das Fest bereits, und der Lärm der Feiernden drang weit über den Buschwald in die staubige Ebene hinaus. Es schien, als wollten die gute Laune, das Lachen und das Tanzen gar kein Ende nehmen.

Die schneeweißen Lehmziegelhäuser, die nun im hereinbrechenden Abend ganz rosa leuchteten, schmiegt sich an den Hang des Hügels, und der heiße, trockene Wind trug Gelächter und Musik über die Haine und Gärten. Im Westen dämmerte die Nacht herauf, und der Abendstern strahlte hell über den steinigen Hügeln und den knorrigten Olivenbäumen. Auf dem kleinen Marktplatz tummelte sich ein buntes, zusammengewürfeltes Völkchen. Nomaden und Kaufleute kochten Tee im Staub der Lagerplätze, während Frauen an den Zisternen ihre Krüge mit Wasser füllten. Zwei Geschichtenerzähler saßen unter einem ausgebleichten Vordach und hatten eine große Schar von Zuhörern um sich versammelt. Manchen kam es so vor, als seien die beiden Männer in ihren staubigen Burnussen schon immer da gesessen, seit ewigen Zeiten.

Die ersten Feuer flammten auf. Einige der Reisenden, die mit ihren Waren und Herden auf der Straße nach Tiberias oder Jerusalem unterwegs waren, hoben ihre Köpfe in Richtung des hell erleuchteten Hauses an der Stirnseite des Platzes und lächelten. Eine Hochzeit war etwas Besonderes, dachten sie, als sie die geschmückte Chuppa im Hof stehen sahen, und sie klatschten gelegentlich den Takt der Musik mit. Der geschmückte Hochzeitsbaldachin vor dem Haus machte jetzt einen verlassen Eindruck, nachdem sich alle Aktivitäten ins Innere verlagert hatten. Blütenblätter fielen vertrocknet von den Girlanden zu Boden, aber das tat der Feierlichkeit, die er ausstrahlte, keinen Abbruch. Einige der Männer am Marktplatz schwelgten in Erinnerung

gen und bei einigen weckte der Baldachin auch die Sehnsucht auf einen Neubeginn.

»Heirate oder heirate nicht, beides wirst du bereuen«, scherzte ein römischer Händler und stieß seinem arabischen Sitznachbarn am Lagerfeuer mit dem Ellenbogen in die Seite. Dann zog er den Mantel fester über seiner Tunika zusammen, und seine Gedanken wanderten zu seiner Frau, seinem warmen Haus und seinen Sklaven daheim.

Der Nomade schmunzelte in sich hinein, sah zu der ausgelassenen Feierlichkeit hinüber und nickte nachdenklich. »Wer hat das gesagt?«, fragte er dann.

»Sokrates!«, sagte der Römer. »Ein hellenischer Philosoph.«

»Na, der musste es ja wissen, mit seiner Xanthippe daheim«, antwortete der Araber, und alles begann zu lachen.

Auf dem Fest, bei dem gerade das Abendessen zu Ende gegangen war, schwankten Braut und Bräutigam zum wiederholten Mal auf zwei Stühlen über die lachenden Köpfe der Feiernden hinweg. Alle riefen aus voller Kehle ihre Segenswünsche und prosteten den jungen Leuten so begeistert zu, dass der Wein über die Ränder ihrer Becher schwappte. Wie eine Insel im Sturm der Fröhlichkeit stand eine Gruppe älterer Schriftgelehrter etwas abseits und beobachtete ihrerseits den jungen Kohen, den Priester, der die Trauung begleitet hatte.

»Gelobt, Du Ewiger, der erfreut Bräutigam und Braut!«, rezitierte der junge Geistliche laut den letzten der sieben Segenssprüche. Die Menge brach in Jubel aus, und die älteren Kohanim nickten sich zufrieden zu.

»Bis jetzt macht er seine Sache gut«, kommentierte einer der Männer.

»Ja, das finde ich auch«, bestätigte der älteste seiner Kollegen. »Er hat weder beim Gottesdienst noch beim Verlesen des Ehevertrages einen Fehler gemacht, noch etwas Unerhörtes getan. Der Junge hat immerhin im Tempel studiert! Er hat seine Studien der Thora auch nur für diese Feier unterbrochen. Ich verstehe daher das dumme Gerede nicht, dass er die Trauung...« Der Alte wollte seinen Satz noch zu Ende bringen, wurde aber jäh unterbrochen. Ein kleiner Tumult, eine ziemlich laute Unterhaltung ganz in seiner Nähe ließ ihn verstummen. Er ging rasch zu den Streitenden hinüber.

»Das ist eine Katastrophe ...«, japste die Frau und starrte ihren Diener fassungslos an.

»Was ist denn eine Katastrophe, Rebekka?«, lächelte der alte Priester und berührte beruhigend die Schulter der Frau, die den Tränen nahe war. Rebekka wandte sich um, und ihr Haussklave nutzte blitzschnell die Gelegenheit, sich nach einer kurzen Verbeugung aus dem Staub zu machen.

»Es ist mir so unglaublich peinlich ...«, schluchzte sie. »Ich weiß gar nicht, wie ich das meinem Sohn... Wo es doch sein großer Tag ist ...«

»Aber Rebekka, bei einer so festlichen Chuppa wird es doch kein Problem geben, das die gute Stimmung verderben könnte«, beruhigte sie der Priester und legte den Arm um ihre Schulter.

»Danke, Onkel Jakob«, presste Rebekka hervor, aber sie konnte das Lächeln des alten Mannes nur mit Mühe erwidern. »Der Wein ist uns ausgegangen«, gestand sie schließlich.

Jakob zog die Brauen zusammen. »Das ist allerdings nicht gut... Nein, das ist gar nicht gut«, brummelte er und überlegte bereits, wie er seiner Nichte aus dem Schlamassel helfen könnte. Aber es wollte ihm nichts Vernünftiges einfallen.

»Was ist gar nicht gut, Onkel Jakob?« Wie aus dem Nichts war eine Frau neben dem alten Priester aufgetaucht. Ihre Stimme war autoritär und ihre Augen neugierig. »Was ist mit Rebekka los an diesem Freudentag für ihr Haus?« Die dunklen Pupillen in ihrem Gesicht musterten fragend die Verzweifelten und bekamen einen sanften Ausdruck.

»Mirjam«, wandte sich der Alte freundlich an sie. »Stell dir vor, alle Krüge sind geleert, der Wein im Haus ist verbraucht.«

»Tja, das ist bitter«, gab Mirjam knapp zur Antwort und lächelte dünn. »Die Gäste trinken aber auch wie die Kamele ...« Sie ließ ihre Augen über die Feier wandern, über die lauten Gruppen der Singenden und Tanzenden, und schüttelte dann den Kopf. »Nun ja, es ist heiß... Die Leute haben Durst, und der Wein steigt ihnen zu Kopf...« Sie wandte sich ihrer Cousine zu. »Für die Bewirtung ist der Bräutigam zuständig. Hast du schon mit ihm darüber geredet?«

»Nein!«, stieß Rebekka krächzend hervor. »Nur das nicht! Gerade heute kann ich das nicht... Wie steht er denn, wie stehe *ich* dann vor seinen Freunden da?«

»Also gut, dann werde eben ich gehen!« Mirjam drehte sich entschlossen um und wollte loslaufen, aber ihre Cousine hielt sie am Arm fest.

»Nein, das wirst du nicht! Mein Sohn darf das nicht erfahren. Niemand soll mir nachsagen können, ich wäre eine schlechte Gastgeberin«, fauchte Rebekka, und ihre dunklen Augen funkelten.

»Aber Rebekka...«, schaltete sich Jakob beschwichtigend ein. »Der Weinvorrat ist zu Ende. Das ist nach drei durchzechten Tagen auch nicht anders zu erwarten. Niemand wird dir das verübeln.« Er lächelte verständnisvoll. »Sag ihnen doch am besten ganz einfach die Wahrheit. Ein jedes Ding hat seine Zeit, lehrt uns die Schrift. Und wenn der Wein getrunken ist, so muss auch diese Feier einmal enden, wie alles in der Welt.«

»Nein!« Rebekka stemmte die Fäuste in die Hüften. »Wir werden mit Wasser strecken, was noch da ist! Die sind alle viel zu betrunken, um den Unterschied zu schmecken.« Sie war fest entschlossen und wollte ihren Plan sofort umsetzen. Mit einer Handbewegung rief sie den Sklaven zurück. »Wie viel Wein haben wir noch?« Der Mann blickte seine Herrin ängstlich an und schaffte es nur, den Kopf zu schütteln.

Mirjam sah es und verdrehte die Augen. »Rebekka, es ist gar nichts mehr da, und du kannst nichts mehr verdünnen«, stellte sie dann lakonisch fest. »Hast du das immer noch nicht begriffen?« Sie sah der anderen fest in die Augen und wartete auf ihre Antwort.

Rebekka begann zu schluchzen und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres Onkels, der ihr ratlos und halbherzig auf den Rücken klopfte, während er Hilfe suchend zu Mirjam schaute. Aber die ließ nur ein verächtliches Schnaufen hören. »Dann sollen sie doch zu feiern aufhören«, murmelte sie, aber ein Blick auf Rebekka und Jakob zeigte ihr, dass dies keine Option war. »Also gut, ich rede mit meinem Sohn. Der wird das Problem schon lösen.« Sie drehte sich auf dem Fleck um und ging energisch auf den jungen Kohen zu.

Rebekka schniefte und sah ihr nach. »Verstehst du das, Onkel Jakob? Was soll dieser Bücherwurm schon groß ausrichten?«, fragte sie den alten Priester. Doch Jakob bedeutete ihr zu schweigen und beobachtete Mirjam, die sich ihren Weg durch die Feiernden bahnte und direkt auf ihren Sohn zueilte. Sie unterbrach ihn, ohne die üblichen Höflich-

keiten auszutauschen, und riss ihn aus einem Gespräch. Jakob beobachtete, wie der junge Kohen gehorsam und respektvoll aufstand und seiner Mutter zuhörte, wie es sich für einen Mann geziemte, der sein Leben Gott geweiht hatte. Er überragte seine inzwischen heftig gestikulierende Mutter fast um zwei Köpfe und hatte breite Schultern. Seine dunklen, aufmerksamen Augen waren konzentriert auf Mirjam gerichtet. Doch nach und nach, im Verlauf des Gesprächs, legte sich ein Schatten auf sein Gesicht. Schließlich schüttelte er so heftig den Kopf, dass der Pferdeschwanz, den er zum Zeichen seines Gelöbnisses trug, hin und her schaukelte. Dann hob er den Arm und bedeutete seiner Mutter mit dem Zeigefinger, sie solle sich entfernen. Und seiner zornigen Miene nach ziemlich schnell.

»Unerhört ...«, flüsterte Rebekka. »Er ist und bleibt ein Rabauke, er weiß nicht, dass er Vater und Mutter ehren soll, wie das Gesetz es verlangt.« Sie machte ein empörtes Gesicht. »Wer ist er denn schon?«, fuhr sie fort. »Ja, wer ist denn überhaupt sein Vater? Ich frage mich, warum mein Sohn unbedingt einen römischen Bastard als Rabbi auf seiner Hochzeit ...«

»Hüte deine Zunge, Rebekka!«, unterbrach sie Jakob streng. »Wir wissen, wer sein Vater ist. Und zwar Mirjams Ehemann. Auf das dumme Gerede gebe ich nichts. Tiberius Julius Abdes Pantera ist tot, gefallen im fernen Germanien. Gott ist gerecht!« Der alte Priester wollte gehen, aber er drehte sich doch nochmals zu Rebekka um. »Und du solltest besser deine Zunge im Zaum halten. Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider deine Nächsten. Auch das ist Gesetz, vergiss das nicht, mein Kind.« Dann kehrte er an seinen Platz bei den anderen Schriftgelehrten zurück und verfolgte von dort aufmerksam das weitere Geschehen.

Nachdem seine Mutter gegangen war, hatte sich der junge Kohen mit einigen schnell hingeworfenen Worten bei seinen Freunden entschuldigt. Eine Zeit lang schlenderte er noch zwischen den Tischen umher und rieb sich mit den Fingern seine schlanke Nase, in Gedanken versunken. Dann fuhr er sich über den Bart, so als hätte er eine Entscheidung gefällt, und verschwand mit großen Schritten ins Freie.

Er sieht überhaupt nicht wie ein Römer aus, dachte Jakob beim Anblick seines dunkelhaarigen Verwandten. Er ist Jude, so wie ich. Er hat sich gut entwickelt, hat den Weg seiner Väter eingeschlagen, aber

kann sich noch nicht unterordnen oder zur rechten Zeit seinen Mund halten. Ein Lächeln spielte um die Lippen des alten Mannes. Dieser Überschwang, Vorrecht der Jugend! Ach was, aus dem Jungen wird noch einmal ein guter Priester werden, wie auch sein Großvater einer gewesen ist. Jakob streckte die müden Knochen und ließ seine Blicke über die Hochzeitsgesellschaft schweifen, entdeckte auch Mirjam in der Menge, die wiederum ihren Sohn nicht aus den Augen ließ. Sie hatte zufrieden gelächelt und genickt, als er das Fest verlassen hatte. Nun plötzlich drehte sie überraschend den Kopf und zwinkerte Jakob zu, der sich ertappt fühlte, wie ein kleiner Junge, der durch ein Schlüsselloch geblinzelt hatte.

Nach einiger Zeit kam der junge Priester wieder zurück. Er sah ein wenig erschöpft aus, ging zu seinem Tisch und leerte den Becher auf einen Zug. Aus den Augenwinkeln beobachtete er noch, wie die Domestiken sechs Krüge in den Saal trugen, dann wandte er sich wieder an seine Freunde und stimmte in ihr Lachen und Scherzen ein, als wäre nichts geschehen.

»Lechajim!«, riefen junge Männer dem Bräutigam zu und fielen ihm ausgelassen um den Hals. Gierig stürzten sie den Wein hinunter.

»Eines musst du mir aber erklären ...«, lallte einer von ihnen, dem die Tropfen des Rebensaftes im Bart glitzerten. »Warum hast du den besten Wein bis zum Schluss aufgehoben, du Gauner?«

Alle lachten lauthals, nur der Bräutigam sah sich fragend nach seiner Mutter um.

Rebekka zuckte mit den Achseln. Da spürte sie plötzlich Mirjam neben sich.

»Habe ich dir nicht gesagt, mein Jeschua hat eine Lösung?«, fragte Mirjam nicht ohne Triumph in ihrer Stimme. »Er ist ein guter Junge, auch wenn er öfters ziemlich halsstarrig sein kann.« Sie machte eine kurze Pause, rückte etwas näher an die andere Frau heran und fügte eindringlich hinzu: »Aber das ist ja eine Eigenart unseres Volkes, seit den Tagen mit Mose in der Wüste. Und, Rebekka, ich kann dich beruhigen: Er ist ganz sicher kein Römer! Ich muss es schließlich wissen, ich bin seine Mutter.«

Mirjam unterdrückte ein Lachen über das entsetzte Gesicht ihrer Cousine, klopfte ihr zum Abschied auf den Arm und verschwand zufrieden zwischen den Tanzenden.

Dies geschah in dem kleinen Ort Kenet-el-Jalil, der bei den Hebräern Kana heißt, damals, als C. Fufius Geminus und L. Rubellius Geminus Konsuln von Rom waren und Tiberius Iulius Caesar Augustus als Kaiser über das riesige Reich herrschte.

Prolog III

8. März 1790, Herberge »Tre Galline«, Turin/Piemont

Die Abenddämmerung war früh über Turin hereingebrochen. Auffrischender Wind jagte Wolkenfetzen tief und schwarz über die norditalienische Stadt mit ihren zahllosen Kirchen und rechtwinkligen Straßen. Der bedrohliche Himmel und die zunehmende Kälte trieben die Passanten rasch in ihre warmen Stuben, während der Sturm um die alten Häuser heulte, durch jede Ritze und in die hintersten Kammern drang. Er ließ selbst die Kerzen in der holzvertäfelten, separaten Stube des Gasthauses »Tre Galline« unweit des Turiner Domes flackern. Die Flämmchen zitterten und die Dochte zischten leise, als die Windsbraut durch die Schankräume schlich, Vorhänge und Wandbehänge bauschte.

Außer dem einzelnen Reisenden aus dem weit entfernten Wien befand sich niemand in der Extrastube des alteingesessenen Wirtshauses. Der einsame Gast, kaum mehr als vier Fuß groß, war vornehm gekleidet, doch wer ihn genauer beobachtete, der sah hinter der eleganten Fassade einen verzweiferten Menschen. Balthasar Jauerling zitterte vor Todesangst, zum ersten Mal in seinem Leben. Sein Magen verkrampfte sich, und Schmerzwellen rasten durch seinen Körper. Um sich Abkühlung von der quälenden inneren Hitze zu verschaffen, hatte er seine gepuderte Perücke abgelegt und sie vor sich auf dem Tisch drapiert. Mit einem Taschentuch, gesäumt mit Brüsseler Spitze, wischte er sich immer wieder den Schweiß vom Gesicht. Aufgrund seiner schwarzen, kurz geschorenen Haare und den dunkelbraunen Augen hätte man ihn so ohne Weiteres für einen Sizilianer oder Neapolitaner halten können. Wäre da nicht seine blasse Hautfarbe gewesen, die unter seiner verwischten Schminke zum Vorschein kam.

Misstrauisch blickte er sich immer wieder um, wenn die alten Fußbodenbretter knarrten oder irgendwo im Haus eine Türe zuschlug. Er sah die Schatten vor den Fenstern vorbeihuschen wie die Schemen aus

seinen Albträumen, und sein Magen krampfte sich in einer dunklen Vorahnung wieder und wieder zusammen.

Von den Gipfeln der Haute-Savoie im Westen kroch die klirrende Kälte immer tiefer in die Stadt, beflügelt von Sturmböen, so unerbittlich wie ein Tross unbarmherziger Husaren, der alles überrannte, was sich ihm in den Weg stellte.

Für Jauerling waren es die Reiter der Apokalypse, und ihnen folgte der Tod auf seinem fahlen Pferd. Er hätte nicht hierherkommen dürfen, niemals. Es war ein völlig wahnsinniges Vorhaben und trotzdem ... Er war immer noch Balthasar Jauerling, der Leiter des kaiserlichen Geheimdienstes, des berüchtigten Schwarzen Bureaus, und Geheimer Rat des vor wenigen Tagen verstorbenen Kaisers Joseph II. Doch er war sich auch bewusst, dass er weit weg war von den zivilisierten höfischen Szenen und den manierten, in ihrer Strenge erstarrten Gesten der Hofschranzen, die das Zeremoniell am Wiener Kaiserhof bestimmten. Niemand dort wusste, wohin er gereist war, nachdem er bei dem prunkvollen Staatsbegräbnis dem einfachen Kupfersarg des Monarchen bis zur Kapuzinergruft gefolgt war. Mit jenen kurzen, trippelnden Schritten, die so typisch für ihn waren, wie immer gestützt auf seinen Stock. Jauerling lächelte und drehte den Knauf zwischen seinen Fingern. Er spürte beruhigt die zwei ineinander verschlungenen Figuren, die, aus Silber gegossen, einen ewigen Reigen tanzten und über das Geheimnis des Stocks wachten.

Jauerling erinnerte sich mit Wehmut an diesen düsteren Tag, an dem der einstmals hoffnungsvolle, junge Kaiser und seine Reformen zu Grabe getragen worden waren. Der Zwerg, ganz in Schwarz, war von einem Unbekannten flankiert worden, einem Mann, den es eigentlich nicht geben durfte.

Aber das war eine andere Geschichte.

Dann, noch am Tag des Begräbnisses, war Jauerling untergetaucht, verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Er hatte inkognito eine Kutsche gemietet und davon profitiert, dass er in der Öffentlichkeit völlig unbekannt war. Jeder im Reich fürchtete das Schwarze Bureau und seine Agenten, und Jauerling, der Krüppel, der es zu etwas gebracht hatte, stand an dessen Spitze. Er und nur er war dem Kaiser persönlich Rechenschaft schuldig. Sein Name wurde hinter vorgehal-

tener Hand geflüstert, mit angstvoll aufgerissenen Augen. Alle hofften, dass sie ihm und seinen Leuten nie begegnen würden. Aber sie kannten keine Gesichter, konnten nicht mit dem Finger auf Personen aus Fleisch und Blut zeigen, nur auf geisterhafte Schatten, die sich in der Dunkelheit auflösten wie Nebelschwaden.

Das Schwarze Bureau hinterließ keine Spuren und erst recht keine Zeugen.

So war Jauerling überstürzt, aber nicht unvorbereitet aufgebrochen. Er hatte sich westwärts gewandt, war durch das Fürsterzbistum Salzburg und die Grafschaft Tirol gereist, dann über den Brenner nach Verona und schließlich nach Turin, in die Hauptstadt des Herzogtums Savoyen. Die Pferde wurden auf der Reise nicht geschont, mussten oft gewechselt werden, der Fahrgast hatte es eilig gehabt, sehr eilig sogar.

Und nun? Nun saß der kleine große Mann in Turin, im Gasthaus zu den drei Hühnern, und zweifelte. War er am Ende seiner Reise angelangt oder erst an ihrem Anfang?

Er hatte all die Strapazen auf sich genommen, nur um gegen horrende Summen von Bestechungsgeld einen Fetzen uraltes Leinen zu betrachten. Ein Stück Stoff, auf dem schemenhaft die Umrisse eines bärtigen, nackten Mann zu erkennen waren. War dieser Schatten eines geschundenen Körpers wirklich, wie es der heilige Karl Borromeo behauptet hatte, das wahre Grabtuch mit dem Abbild von Jesus Christus? Eingebrennt im Moment seiner Auferstehung?

Das Haus Savoyen glaubte es.

Jauerling glaubte es nicht.

Zwar hatte auch er sich dem Zauber, der von dieser besonderen Reliquie ausging, nicht gänzlich entziehen können. Aber weder das Bild auf dem Leinen noch das Brimborium, das die Beamten und Priester im Palast gegen klingende Münze darum gemacht hatten, hatten ihn überzeugen können. Jauerling erinnerte sich, dass es in der Region schon zu viele Grabtücher gegeben hatte. Alle, jedes einzelne, hatten sich bei näherer Betrachtung als Fälschung, als plumpe Pinseleien entpuppt. Warum sollte es gerade bei diesem anders sein?

Er nahm einen tiefen Zug aus dem geschliffenen Glas mit dem schweren sizilianischen Rotwein, den ihm der Wirt so ans Herz gelegt hatte, bevor er mit glänzenden Augen den Mariatheresienta-

ler eingesackt und sich mit zahllosen Verbeugungen rückwärts aus der Stube gedienert hatte. Vor Jauerling lagen mehrere Blätter über den Tisch verteilt, einige eng beschrieben, die meisten aber noch leer. Er hatte die Zeit genutzt, während der holprigen Fahrt nachgedacht, sein messerscharfer Verstand hatte die Ergebnisse der monatelangen Recherchen analysiert, hin und her gewendet, verknüpft. Das Ergebnis jagte ihm eine unsägliche Angst ein, vor allem, seit er begonnen hatte, das Unausprechliche aufzuschreiben. Nur der Kaiser war unbeeindruckt geblieben und hatte begonnen, Klöster aufzulösen und Kirchen zu schleifen, hatte es sogar gewagt, den Papst zu brüskieren. Doch dann wurde er krank, siechte bis zum Tod, und alles ging wieder verloren ...

Der Leiter des Schwarzen Bureaus fuhr sich mit der Hand über die schweißnasse Stirn. Irgendetwas in ihm war gestorben auf dieser Reise. Wo einmal sein Glauben gewohnt hatte, war jetzt ein gähnendes Loch. An Gott zu glauben, an den einen, der diese Welt geschaffen hatte, das war für ihn niemals ein Problem gewesen und war es auch heute in Turin nicht. Das hatte er schon mit der Muttermilch aufgesogen, bei der Amme, die sich seiner erbarmt hatte. Er, die Missgeburt, hätte in diesem zugigen österreichischen Waisenhaus ohne viel Aufsehen krepieren sollen. Aber sie hatte es nicht zugelassen, hatte diesen ständig vor Hunger brüllenden Kümmerling mitgenommen und ihm ein Leben geschenkt. Sie hatte ihn gegen alle Widerstände vor der Bosheit und dem Aberglauben der Leute beschützt, ihm eine gute Erziehung und Bildung ermöglicht.

Jauerling erinnerte sich mit Wehmut an seine Ziehmutter. An ihre Nähe, ihre Umarmungen und ihre allabendlichen Geschichten am Herdfeuer. Sie hatte ihm einen Glauben mitgegeben, der viel älter gewesen war als das Geschwätz der Pfaffen von der Kanzel. Sie hatte an die Ahnen, die Gottesmutter Maria und an den Vater im Himmel geglaubt, wie es bei ihr daheim schon Generationen vor ihr getan hatten. Ein einfacher Glaube, fest verwurzelt in Tradition und Alltag.

Aber wer war Jesus, dieser angebliche Sohn Gottes?

Ein Mensch wie du und ich.

Gekreuzigt, gestorben und begraben.

Daran konnte auch ein Bild auf einem Tuch für Jauerling nichts ändern.

Die Feder in seiner Hand zitterte, und er wusste, es war nicht die Kälte. Er, der nüchterne Taktierer auf dem politischen Parkett, der Verwalter des Schreckens, die dunkle Seite der Macht, wie ihn Joseph II. einmal genannt hatte, der geniale Krüppel mit dem untrüglichen Instinkt, er hatte einen schweren Fehler gemacht. Er war ein einziges Mal in seinem Leben zu neugierig, zu vermessen gewesen.

Als er den Auftrag erhalten hatte, dieser unglaublichen Fährte nachzuspüren, einer jahrtausendealten Spur zu folgen, hatte er zum ersten Mal Hoffnung gespürt. Doch nun lag genau diese Hoffnung mumifiziert in einem Kupfersarg in der Kapuzinergruft. Der tote Kaiser hatte sich nicht, wie all die anderen vor ihm, von Legenden und Märchen blenden lassen oder sich Macht von einer verschollenen Reliquie versprochen, sondern die Freiheit von der Knute und dem Joch der römischen Kirche sowie von der Unvernunft. Und Jauerling war voller Idealismus aufgebrochen und hatte nicht bemerkt, dass er auf seiner Spurensuche einen Verfolger hinauf ins Licht gelockt hatte, der besser weiter in der Finsternis geschlafen hätte.

Es gibt Dinge, die sollte man nicht einmal denken, schoss es ihm durch den Kopf.

Aus der Gaststube drangen laute Stimmen, und Jauerling horchte auf, lauend, wie ein wildes Tier, das sein Versteck in Gefahr wusste. Er umklammerte seinen Stock fester und schob langsam den Daumen nagel in den feinen Spalt zwischen Knauf und Holz. Seine Gedanken rasten. Hatte er alle Optionen bedacht? In seinem dicken Wintermantel und dem seidenen Schal, mit den ledernen Spangenschuhen und der voluminösen Tasche, die nun neben seinem Dreispitz auf der langen hölzernen Bank der Stube lag, sah er aus wie Hunderte andere Reisende auch, die um diese Jahreszeit nach Turin kamen, in diesem viel zu kalten Frühling.

Aber er war kein gewöhnlicher Reisender.

Er war ein Suchender.

Vielleicht würde die Hauptstadt von Savoyen, die Stadt »am Fuße der Berge«, für ihn zur Endstation werden, so oder so.

Der meistgefürchtete Mann des Reiches runzelte die Stirn. Er musste mit einem Mal an seinen weit entfernten Heimatort denken, an das kleine Nussdorf im Traisental bei Stift Göttweig, unweit von Krems,

von dem aus man die Donau und ihre Nebenarme wie glitzernde Bänder sah, die sich im flachen Tal durch die Auwälder wanden. All das erschien ihm plötzlich, angesichts des nahen Todes, wie ein längst verlorenes Paradies. Vergessen waren die krähenden Jungen, die Pferdeäpfel nach ihm schmissen, und der bigotte Pfarrer, der ihm das Sakrament der Kommunion verwehrte.

Jauerling schloss die Augen. Er hörte schon das Lied des lustigen Pfeifers, spürte seine knöchernen Finger in seiner Hand. Bald würde er sich ihm anschließen, im ewigen Reigentanz über den Kirchhof.

Die Schatten kamen näher.

Nur einen falschen Schritt vom bewährten Pfad abgekommen, einen einzigen Irrtum zugelassen, sagte er sich immer wieder verzweifelt, und schon war alles vorbei.

»Ich bin mit meinen künstlichen Flügeln höher und höher gestiegen. Aber ich bin durch meinen Stolz und meine Vermessenheit der Sonne zu nahe gekommen. Ihre Hitze hat das Wachs zwischen den Federn meiner Schwingen geschmolzen, und gleich dem Ikarus stürzte ich jetzt in die Tiefe ... in die pechschwarze Nacht ...«, philosophierte er halblaut. Ganz in Gedanken verloren stocherte er mit dem Federkiel im Wachs der Kerze vor ihm auf dem Tisch. »Von ganz oben kann es nur mehr bergab gehen«, murmelte er noch. Dann stützte er erneut den Kopf in die Hand, und seine Augen irrten über die Notizen, die er in den letzten Stunden wieder und immer wieder überarbeitet hatte. Einzelne Worte und manchmal sogar ganze Sätze waren durchgestrichen, überschrieben, mit kühnen Strichen zerfetzt worden. Die tiefrote Tinte ergoss sich wie aus Dutzenden kleiner Wunden über die Seiten.

Das Papier schien unter seinen Federstrichen zu bluten.

Jede Station auf seinem Weg zur Erkenntnis hatte nicht nur ihm einen tiefen Schnitt versetzt. Jede dieser Kerben war ein Schlag gegen den letzten gemeinsamen Stützbalken, der die christliche Welt zusammenhielt. Diese christliche Welt, die gerade dabei war, den Planeten zu erobern.

Doch Glaube hin oder her, die feinen Herren im bestickten Diplomatentrack lauerten nur darauf, sich im nächsten Augenblick gegenseitig auf den Schlachtfeldern zu zerfleischen, am besten weit weg von ihren gepflegten Parks und beheizten Schlössern. Das Sterben beim

Spiel um die Macht war Sache des einfachen und blöden Volkes, unter der Knute gehalten durch ein Lügenkonstrukt, das Jauerling nur allzu gern beim Teufel wüsste.

»Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht ...«, zitierte Jauerling flüsternd das Neue Testament. Dann verfinsterte sich seine Miene und ein bösesartiges Lächeln erschien darin. »Wegfegen werde ich beides, ein für alle Mal! Jesus ist tot! Und ich werde es beweisen ...«

Der Sturm hatte noch einmal an Stärke zugelegt. Draußen war es vollends dunkel geworden. Es klopfte an der Tür. Drei Mal und dann noch einmal.

Der Kopf des Zwerges fuhr herum. Mit einer instinktiven Handbewegung, seit Jahren in Fleisch und Blut übergegangen, drehte Jauerling rasch die obersten Blätter um, wollte laut und selbstsicher »Herein« rufen. Doch seine Stimme war nur ein Krächzen, das beinahe vom Heulen des Windes übertönt wurde.

»Benötigen Exzellenz noch etwas?« Der Wirt stand in der Tür und sah den seltsamen, vornehm gekleideten Besucher besorgt und neugierig an. Er spürte die Angst, die in der Luft lag. War der kleine Mann etwa auf der Flucht? War er ein Hofzweig, der wegen eines Ehrenhandels das Reich verlassen musste? War diese kleine Monstrosität etwa einer widernatürlich veranlagten, adeligen Mätresse zu nahe getreten? War er deshalb in das Herzogtum gekommen, um über die Pässe in den Schutz der französischen Fürstentümer zu gelangen? Oder war er gar ein Venediger? Einer dieser geheimnisumwitterten Zwerge, die für die Venezianer in den Alpen nach Goldadern suchten, der das gefundene Vermögen nun nicht bei seinen Auftraggebern abliefern wollte?

Die Augen des Mannes, der zu Mittag aus der staubigen Kutsche ausgestiegen und direkt in die Gasträume des »Tre Galline« geeilt war, musterten ihrerseits misstrauisch den untersetzten Wirt. Stämmig, mit blütenweißer Schürze und roten Bäckchen, seine Hände an einem blauen Tuch abtrocknend, erwiderte der Mann ruhig seinen forschenden Blick.

»Darf es für Ihre Gnaden Kehle vielleicht noch etwas mehr von diesem Sizilianer sein? Oder ein warmer Punsch, um sich die kalten Knochen zu wärmen?« Der Wirt bekam keine Antwort. Es war nicht die

offensichtliche Nervosität des Zwerges, es war der Besucher selbst, der dem Gastgeber Kopfzerbrechen bereitete. Der Wirt wollte keinesfalls mit der Stadtgarde Probleme bekommen, das war ihm keiner seiner Gäste wert. Durchsuchungen und überraschende Besuche der Polizei waren keine gute Empfehlung für sein Lokal.

Andererseits waren die Silbertaler, mit denen der Unbekannte nicht geizte und von denen er offenbar eine ausreichende Reserve in seiner bestickten Börse mitführte, eine große Verlockung für jeden geschäftstüchtigen Gastwirt.

»Oder verlangt es Euren Gaumen nach etwas Handfestem, Exzellenz? Unsere Küche ist weit über die Stadtgrenzen hinaus berühmt«, ließ der Wirt nicht locker. »Darf ich Euch etwas Pasta a l'olio e Parmeggiano oder frisches Kalbfleisch aufwarten?«

»Sorge Er nur dafür, dass ich in Ruhe arbeiten kann!«, gab der Zwerg unwirsch zurück. »Oder warte Er ... das Kalbfleisch wäre vielleicht kein schlechter Gedanke. Aber erst in etwa einer Stunde. Und jetzt schick Er sich!«

Der Wirt verneigte sich und verschwand.

Jauerling machte sich erneut an die Arbeit.

Als sich zum vereinbarten Glockenschlag die Türe öffnete und der Gastwirt mit dampfenden Tellern und Schüsseln mit Beilagen den Raum betrat, fand er den Zwerg am Boden liegend, von Krämpfen geschüttelt. Er war schweißüberströmt, vom Fieber gepackt.

Rasch bettete man ihn auf die Bank, und der Wirt gebot der Magd, sie sollte den Medico holen, der um die Ecke ordinierte, als im gleichen Augenblick ein Doktor mit einer großen Arzttasche das Lokal betrat. Man bat ihn sofort um Hilfe, und ohne einen Augenblick zu zögern, eilte der blonde, elegant gekleidete Mann zu dem Kranken. Seine blauen Augen blickten nachdenklich, als er Jauerling untersuchte und rasch eine allgemeine körperliche Erschöpfung in Verbindung mit einer schweren Erkältung diagnostizierte. Er bestellte eine Hühnerbouillon sowie eine weitere Flasche sizilianischen Rotweins zur Stärkung für seinen Patienten und etwas Piccata für sich selbst. Er bot an, Jauerling zur Ader zu lassen oder ihm ein Klistier zu verabreichen, aber der winkte nur schwach ab.

»Helft mir bitte aufzustehen«, forderte der Zwerg den Arzt auf und reichte ihm seine kleine Hand. Nach nur wenigen Schritten ließ er sich

schwer in den Stuhl am Tisch fallen. Der Raum schien kleiner zu werden, nahm ihm die Luft.

Die Schatten rückten näher.

Während er seine Serviette über seinem Schoß entfaltete, sah der Arzt den Patienten neugierig an. »Ihr solltet Euch ausruhen und schonen, Messere«, meinte er dünn lächelnd und füllte die Gläser. »Zu dieser Jahreszeit spaßt man nicht mit seiner Gesundheit. Der Tod ist in der Stadt.«

Jauerling, den Teller dampfende Bouillon vor sich, sah erschrocken auf, und sein Löffel mit der kräftigen Suppe stockte, ein paar Zentimeter von seinem Mund entfernt.

»Wie meint Ihr das, Medicus?«, fragte er mit gerunzelter Stirn und lehnte sich ein wenig zurück.

Der Arzt sah ihn nachsichtig an. »Ihr seid nicht von hier, das merkt man. Wenn die eisigen Winde von den Bergen wehen, so wie heute, dann kommen die schweren Krankheiten mit ihnen, dann zieht der Tod in Turin ein. Menschen erfrieren, andere werden vom Fieber dahingerafft.« Er schien kurz nachzudenken. »Und es gibt mehr Selbstmorde als gewöhnlich.«

Jauerling glaubte, ein ironisches Lächeln um die Mundwinkel des Arztes spielen zu sehen. Der Medicus zog eine kleine rote Pille aus seiner Brusttasche, brach sie entzwei und ließ eine Hälfte in das Rotweinglas Jauerlings fallen. »Das wird Euch helfen, die Stürme zu überleben, Eure Erkältung zu kurieren und Euren Magen zu beruhigen.«

Das Misstrauen Jauerlings flammte auf wie ein Strohfeuer.

Der Arzt spürte den Zweifel und griff nach Jauerlings Glas. »Soll ich es für Ihro Gnaden leeren?«, fragte er ironisch.

»Nein, nein, es ist nur...« Jauerling schüttelte schwach den Kopf, und seine Stimme versagte fast. Dann hatte er sich wieder im Griff und nahm das Weinglas in die Hand.

Der Arzt hob sein Glas. »Salute! Auf Eure Gesundheit, den guten Ausgang Eurer Reise und ein ewiges Leben, Exzellenz«, prostete er dem Reisenden leise zu, sah dem Mann auf der anderen Seite des Tisches in die Augen und trank den Großteil des schweren Rotweins in einem Zug.

Jauerling zögerte, fühlte eine unbestimmte Gefahr. Sein Instinkt hatte ihn noch nie getrogen ... Aber dann setzte er das Glas an die

Lippen und tat es dem Medicus gleich. Er leerte es bis auf den Grund.

Meine Aufzeichnungen sind vollendet, dachte er dabei und warf einen flüchtigen Blick auf seine Reisetasche. Jetzt musste er sich nur noch Gewissheit verschaffen. Und den Kampf auf Leben und Tod irgendwie überstehen.

Denn eines wusste er: Gewinnen konnte er ihn nicht.

Der erste Kreis –
LASST JEDE HOFFNUNG,
WENN IHR EINGETRETEN

25.5.2010

Unterretzbach, Weinviertel/Österreich

Das ist nicht dein Ernst!« Kommissar Berner legte den Kopf in den Nacken und schaute auf das kaputte Dach mit den fehlenden Schindeln, den abblätternden Verputz, die zerbrochenen Fenster und die breiten Risse in den Mauern. Sein Blick blieb schließlich an seinem Kollegen Burghardt hängen, der sich in einem schmutzigen, vor langer Zeit einmal weißen T-Shirt aus einer der Fensterhöhlen im ersten Stock lehnte und erwartungsvoll auf ihn herunterblickte.

»Und deshalb holst du mich aus Wien hierher ins Nirgendwo? Heruntergekommene Mauern hätte ich an einem attraktiveren Platz auch besichtigen können. Etwa in Italien.« Berner verzog das Gesicht und fragte sich nach einem Blick über das halbverfallene Ensemble, ob Burghardt den Verstand verloren hatte.

»Hast du dafür auch noch etwas bezahlt?«, rief Berner hinauf zu seinem Freund. »Oder kam gerechterweise ein gut gefülltes Sparbuch mit dem hochherrschaftlichen Besitz? Oder haben sie dich etwa glücklich lächelnd im Schnellverfahren in den Gemeinderat aufgenommen, nachdem sie erfahren haben, dass du dich jetzt auf den Wiederaufbau von Ruinen im Ortsgebiet spezialisiert hast?«

Der Kommissar sah sich nochmals um, betrachtete die schmalen, geduckten Nachbarhäuser, die anlehnungsbedürftig und wie in stiller Komplizenschaft Mauer an Mauer standen, und beschloss, so schnell wie möglich wieder heim nach Wien zu fahren. In seiner neuen Wohnung, die er sich seit einigen Monaten mit seinem ebenfalls pensionierten Kollegen Gerald Ruzicka teilte, wartete nach seinem Griechenland-Urlaub jede Menge unerledigter Arbeit auf ihn. Die hatte er bisher erfolgreich vor sich hergeschoben, aber alles war besser als *das*.

Burghardt schaute beleidigt zu ihm herunter und schwieg demonstrativ, was Berner ziemlich unbeeindruckt ließ.

»Das ist kein Lebenswerk, das ist eine gemauerte Zumutung«, brummte der Kommissar, zog seinen Mantel aus und warf ihn mit einer verzweifelten Geste auf den Rücksitz seines Wagens. Irgendein sentimentales Gefühl der Freundschaft und eine angeborene Hartnäckigkeit sagten ihm, dass er Burghardt nicht mit diesem Haufen loser Steine alleine lassen konnte. Auch wenn die Mauern des alten Presshauses nur noch vom Willen des neuen Besitzers und jahrhundertelanger Gewohnheit zusammengehalten wurden.

»Ach komm, Bernhard, so schlimm ist es doch nicht«, wagte Burghardt zögernd einen schüchternen Einwurf von seiner luftigen Position im ersten Stock herab. Berner stand mitten auf der Straße, hatte die Hände in die Hüften gestemmt und schaute vorwurfsvoll zu ihm hinauf. Genau in diesem Augenblick löste sich das Fensterbrett, auf das sich Burghardt stützte, aus seiner Verankerung und krachte mit zwei Lagen Ziegel zwei Schritte vor dem Kommissar auf die Fahrbahn. Um ein Haar hätte Burghardt die Balance verloren und wäre dem Konglomerat aus Steinen, Stroh, Lehm und Holz kopfüber in die Tiefe gefolgt.

»Danke, dass du mich jetzt auch noch umbringen willst«, rief Berner ungerührt dem blass gewordenen Burghardt zu, der sich krampfhaft an dem übrig gebliebenen Fensterstock festhielt. »An deiner Stelle würde ich Schadenersatz vom Verkäufer verlangen, aber der hat sich sicher auf einem besonders schnellen Boot nach Indonesien eingeschifft«, lästerte der Kommissar. »Ab sofort ist er nämlich auf der Flucht, mit deinem Geld und sorgenfrei.«

Kopfschüttelnd stieg Berner über die Ziegel vor ihm und ging auf die alte Eingangstüre des Presshauses zu, drückte die Klinke und verschwand mit den Worten »Na, wenigstens gibt es einen Weinkeller« im Inneren.

Burghardt schaute ihm alarmiert nach, lehnte sich todesmutig vor und schrie: »Bernhard, pass auf, da gibt es keine...«, und dann war bereits das Fluchen Berners bis auf die Straße zu hören.

»... Stiege...«, vollendete Burghardt halblaut den Satz und schloss ergeben die Augen.

Kommissar Berner lag einen Meter tiefer auf dem gestampften Lehm Boden und blickte in den Hals einer leeren, grünen Weinflasche,

die seit Generationen ihren Platz tapfer verteidigt hatte. Den dicken Spinnweben nach zu urteilen, die sie mit dem Untergrund verbanden, war sie das letzte Mal etwa vor hundert Jahren bewegt worden.

»Eine echte Rarität«, stöhnte Berner, dem der Sturz vorübergehend den Atem genommen hatte und der nun ächzend versuchte, wieder aufzustehen.

Aber da kam auch schon Burghardt von oben gelaufen, sprang durch die Eingangstüre ins Presshaus und half ihm wieder auf die Beine. »Bernhard, sei bitte vorsichtiger, hier ist alles etwas morsch.«

Ein wütender Blick Berners brachte ihn zum Verstummen. »Morsch? Morsch!? Hier war nie eine Treppe, nur eine Traubenrutsche, und die ist vor dem Zweiten Weltkrieg in einem langen, eiskalten Winter zersägt und verheizt worden«, ereiferte sich der Kommissar. »Dieses Haus ist eine einzige Falle, und du, du lässt mich ohne Vorwarnung in mein Unglück laufen!«

Burghardt hatte inzwischen im Halbdunkel des Presshauses einen wachsüberströmten, schmiedeeisernen Leuchter gefunden und entzündete mit einem Streichholz den weißen Kerzenstummel, dessen Docht knisternd anbrannte.

»Die Frage, ob es Strom gibt, erübrigt sich hiermit«, meinte Berner lakonisch und blickte sich um. Der gelbe Schein der Kerze holte nach und nach museumsreife Weinhauergeräte, zerbrochene Flaschen, bis an die Decke gestapelte, wurmzerfressene Holzkisten, alte Autoreifen mit verrosteten Felgen, Haufen vergilbter, alter Zeitungen, gewellte Kartonschachteln und Berge von undefinierbarem Abfall aus der Dunkelheit. Die Feuchtigkeit, die in dem fensterlosen Presshaus seit Langem zu jeder Jahreszeit herrschte, kondensierte an allem und jedem. Weiße Pilze, drahtige Geflechte, die wie übergroße Spinnweben aussahen, hatten sich an die rohen Steine der Mauern geklammert und dort schließlich dauerhaft eingenistet. Sie kontrastierten mit dem schwarzen Schimmel, der Korken und Holzkisten, eine doppelflügelige Kellertür und noch vieles andere überzog.

»Ein Biotop, ein verdammtes Biotop«, brummte Berner, dem vom Fall die Schulter wehtat, »diese Flechten da stehen sicher unter Naturschutz. Nur hier konnten sie seit Jahrhunderten ungestört wachsen und gedeihen. Du solltest Eintrittskarten ausgeben und versuchen, den Kaufpreis so wieder hereinzuholen.«

Burghardt grinste, drehte sich um und versuchte mit einer Hand, die massive Kellertür aufzuziehen, die sich jedoch laut kreischend weigerte, mehr als zehn Zentimeter nachzugeben, und sich in ihren handgeschmiedeten Angeln festgefressen hatte. »Ich wusste, es würde dir gefallen«, sagte er über die Schulter zu Berner und zog dabei noch stärker.

Der Kommissar schüttelte sprachlos den Kopf und schaute ihm zu. Die Türe musste schwer und stabil sein, vielleicht aus Eichenholz gezimmert, aber das ließ sich beim besten Willen nicht mehr feststellen. Der schwarze Belag, der Teile der Mauer und Tür fast nahtlos überzog, konnte Schimmel sein oder so ziemlich alles andere. Berner beschloss, nicht weiter darüber nachzudenken.

Burghardt hatte inzwischen den Kerzenleuchter auf den Boden gestellt und versuchte es nun tapfer mit beiden Händen.

»Burgi, warst du je vorher in diesem Weinkeller oder hast du ihn unbesehen gekauft?«

»Na ja, der Vorbesitzer ...«, begann Burghardt, und Berner fiel ihm sofort ins Wort:

»... hat dir davon erzählt, nein, er hat dir davon vorgeschwärmt. Lass mich raten. Du hast dich als stolzer Weinkellerbesitzer gesehen, als kleiner Châteauneuf-du-Pape, als Pöpstchen sozusagen, im flackernen Kerzenschein schwere Rotweine degustierend, die ölig an Gläsern herabrinnen.«

Burghardt zog trotzig an der schweren Türe und stemmte sich zugleich mit voller Kraft von der Wand ab. Außer einem ohrenbeschädigenden Protest der Angeln war das Ergebnis ziemlich mager. Der Spalt betrug nach wie vor etwa zehn Zentimeter, und muffige, feuchte Kellerluft drang durch die pechscharze Öffnung. Berner bildete sich ein, das Plätschern von Wasser zu hören, da schlug plötzlich der Wind die Tür zur Straße völlig zu. Die Kerze flackerte kurz, dann verlöschte sie, und es war mit einem Schlag stockdunkel im Presshaus.

Berner, der mitten im Raum gestanden hatte, fluchte leise. Das Quietschen der Kellertür war verstummt, und Burghardt schien ebenso überrascht zu sein wie der Kommissar. Während Berner begann, sich vorsichtig zum Eingang zurückzutasten, stieß er dabei gegen so ziemlich alles, was er vorher im Schein der Kerze nur schemenhaft erkannt hatte.

»Bernhard?«, rief Burghardt aus dem Dunkel. »Bleib lieber stehen, pass auf, dass du nicht über etwas ...« Der Rest des Satzes ging in einem Crescendo aus fallenden Holzkisten unter, die ihre Fracht an leeren Flaschen in einer kleinen Lawine aus staubigem Glas und wurmstichigem Holz über Berner ergossen und ihn von den Füßen fegte. Der Nachschub an fallenden Holzkisten schien unendlich zu sein. Als der Lärm schließlich verebbt war, hielt Burghardt den Atem an und lauschte.

»Das ist ein Unglückshaus, Burgi, jetzt weiß ich es«, kam es leise und vorwurfsvoll aus Richtung Lehmbooden, als Berner in der Dunkelheit tastend versuchte, zwischen Flaschen und Kisten einen sicheren Platz zu finden, um aufzustehen.

»Hast du dir etwas getan?«, fragte Burghardt zögernd und lauschte. Für einen Moment war es still.

»Ja, keinen Gefallen, indem ich hierhergekommen bin«, stieß Berner hervor und tastete sich auf allen vieren weiter in Richtung Eingangstor. Jetzt tat ihm auch noch das Bein weh.

»Bis ich es wieder hier heraus geschafft habe, bin ich krankenhausreif«, brummte er, kroch weiter, bis er endlich eine Mauer spürte, sich aufrichtete und über das raue Holz der Türe tastete. Ein heftiger Stoß und das Tageslicht flutete wieder in das Presshaus. Berner stand auf und drehte sich um. Burghardt stand noch immer an der Kellertür und sah ihn mit großen Augen an. Der auffrischende Wind zerzte an dem Türflügel, und der Kommissar hielt ihn fest.

»Vergiss den Keller, Burgi, und komm zurück. Ohne Taschenlampen und einer gut bestückten Werkzeugkiste brauchen wir es gar nicht weiter versuchen.« Während er auf Burghardt wartete, schaute Berner an sich herunter und bereute es sofort. Dicke Spinnweben, Staub, der schwarze Moder und der weiße Pilz gaben sich auf seiner Kleidung ein Stelldichein. »Ich bin reif für die Geisterbahn«, murmelte Berner erschöpft.

»Ich finde es wirklich nett von dir, dass du mir helfen willst«, sagte Burghardt dankbar, als er endlich neben dem Kommissar stand. »Ich glaube, alleine würde ich das nicht schaffen.«

Berner nickte, grimmig lächelnd. »Mach dir nur keine Illusionen. Zu zweit werden wir hier auch mit fliegenden Fahnen untergehen, aber wir werden wenigstens gute Gesellschaft dabei haben.«

Zwei Stunden später saßen Berner und Burghardt bei einem der drei Heurigen des kleinen Ortes an der tschechischen Grenze und Burghardt erzählte mit glänzenden Augen, wie er zu dem alten Weinbauernhaus gekommen war. Nach einer ausgiebigen Dusche im sauberen Fremdenzimmer, das Berner vorsichtshalber vorerst für eine Woche gebucht hatte, einem halben Liter Rotwein und einer riesigen Jausenplatte fühlte er sich ausreichend gestärkt, um die Geschichte seines Kollegen über sich ergehen zu lassen.

»Ich wollte immer schon einen Weinkeller haben«, meinte sein Freund nach einem langen Blick über die Weinreben, die fast bis in den Garten des Heurigenlokals zu wachsen schienen. »Andererseits bin ich ja noch im Dienst und kann an den Wochenenden nicht zu weit von Wien wegfahren. Also kamen Gegenden wie die Steiermark oder das südliche Burgenland nicht in Betracht.«

Berner nickte, leerte das Rotweinglas mit einem langen Zug und zündete sich eine Zigarette an. Die Sonne stand bereits schräg, und die Rebstöcke warfen lange, bläuliche Schatten. Der Wind war wieder eingeschlafen, und als der Wirt ungefragt eine weitere Karaffe Rotwein auf den Tisch stellte, dachte sich Berner, dass die Gegend vielleicht doch nicht so übel war.

Nur das Haus in der Weinberggasse war eine Katastrophe.

»Das nördliche Weinviertel ist ja kaum eine Stunde von Wien entfernt, und ich konnte mir das alte Presshaus und den Keller mit meinem Beamtengehalt auch leisten«, fuhr Burghardt fort, während er Berner und sich nachschenkte. »Ich weiß, dass es nicht gerade in einem guten Zustand ist, aber dafür soll der Weinkeller sehr schön und lang sein.«

»Warum fallen mir immer Streichholz und Benzinkanister ein, wenn ich an dein Haus denke?«, fragte Berner ironisch, und Burghardt musste lachen. Sie waren lange Jahre Kollegen im Kommissariat Innere Stadt in Wien gewesen, hatten den Frust und die Erfolge geteilt, die schlaflosen Nächte und die Rüffel der Vorgesetzten. Bis zu seiner Pensionierung vor nunmehr fast zwei Jahren hatte Kommissar Berner bei der Mordkommission gearbeitet. Seine Frau hatte immer behauptet, er habe dafür gelebt. Dann war sie in ein neues Leben gezogen, nach Deutschland, und hatte die Scheidung eingereicht. Seltsam, dass Burghardt und er erst danach Freunde geworden waren.

Burghardt schaute über den Rand seines Glases und beobachtete Berner, der umständlich eine Zigarette aus einer blauen Nil-Packung klopfte. Die sorgfältig gescheitelten Haare, die der Kommissar noch vor zwei Jahren gepflegt hatte, waren einer lockeren Mähne gewichen, die nach einem Friseurbesuch verlangte. Der Bernhardiner, wie seine Kollegen ihn nannten, war zwar nach außen hin grobschlächtig und oft griesgrämig, aber er hatte ein goldenes Herz. Und er liebte seinen Beruf. Deswegen hatte er ihn aufgegeben.

Kommissar Burghardt hatte Berner nie um dessen heikle Fälle beneidet, um die schlaflosen Stunden, die Schlachten mit dem Staatsanwalt und mit dem Polizeipräsidenten. Aber er beneidete ihn nun um seinen Ruhestand, obwohl seit zwei Jahren von Ruhe eher keine Rede war. Erst das Abenteuer um den kaiserlichen Code von Friedrich III., dann die Jagd nach den vier Dokumenten Metternichs. Berner war in den Unruhestand gegangen.

Burghardt selbst blieben noch fünfzehn Jahre bei der Kriminalpolizei und er musste sich jeden Tag über Berners jungen und überheblichen Nachfolger ärgern, der von der Polizeischule direkt an dem Schreibtisch vor ihm gelandet war. Der und der neue Leiter der Spurensicherung waren ein Herz und eine Seele, während Burghardt eher an einen anderen, tiefer gelegenen Körperteil dachte, wenn er einen der beiden sah.

Seit den Ereignissen im letzten Jahr, dem geheimnisvollen Grab unter dem Rennweg und dem Kampf gegen einen fast übermächtigen Gegner, hatte sich eine Freundschaft zwischen den beiden Männern entwickelt, die auf gegenseitigem Vertrauen und der Begeisterung für schwierige Fälle basierte. Ihre Illusionen hatten beide bereits vor langer Zeit im Fundbüro abgegeben. Aber nur Berner hatte die Quittung weggeworfen.

»Streichholz! Pah! Zwei Wochen ohne Mordfall, das kannst nicht einmal du mir vermiesen«, entgegnete Burghardt und lehnte sich vor. »Egal was hier passiert, es kann nur besser sein als im Dienst. Du hast ja keine Ahnung, wie sich die beiden Wichtel aufführen.«

Berner hob abwehrend die Hände. »Sag nichts, ich kann es mir vorstellen und so genau will ich es auch gar nicht wissen. Mir

graut vor Klugschießern dieses Kalibers. Aber kommen wir zurück zu deiner Winzerruine. Wie alt ist das Gemäuer denn nun wirklich?»

Burghardt nahm einen großen Schluck Rotwein und schaute grinsend einer der Kellnerinnen nach, die einen kurzen Rock trug und scheinbar endlose Beine hatte. »Alle, mit denen ich im Ort gesprochen habe, sind sich sicher, dass mein Haus vor rund 200 Jahren gebaut worden ist, und zwar von einer Winzerfamilie, die nach dem Ersten Weltkrieg nach Amerika auswanderte. Der Preis, den sie damals für den Keller mit dem Presshaus erzielten, bezahlte die Schiffspassage für die Eltern und zwei Kinder.«

Berner nahm einen großen Schluck und sah ihn nachsichtig an. »Tja, heute würdest du mit dem Geld nicht mal mehr bis zum nächsten Hafen kommen, selbst wenn du die Ruine an einen Blinden verkaufen könntest. Weil keiner sehenden Auges in sein Unglück läuft, außer dir.«

Der Wirt schaute vorbei und fragte freundlich nach, ob alles in Ordnung sei und die beiden mit dem Wein und dem Essen zufrieden waren. Burghardt nickte dankbar, und Berner bestellte bei der Gelegenheit noch eine Karaffe Roten.

»Ich weiß, dass ich mir jede Menge Arbeit eingekauft habe, aber das macht mir nichts aus«, antwortete Burghardt unbekümmert. »Jetzt habe ich endlich einen Weinkeller ...«

»... in den du nicht hineinkommst«,

»... und ein altes, idyllisches Presshaus ...«,

»... voller Gerümpel und ohne Licht«,

»... und jede Menge körperlicher Arbeit ...«

»... bis zu deinem Tod«, vollendete Berner. »Darauf trinken wir.«

Als der Kommissar einige Viertel später und ein paar Stunden älter unter der rot-weiß karierten Daunendecke lag und es nach einigen Versuchen wieder aufgegeben hatte, die genaue Anzahl der Karaffen mit Rotwein nachzurechnen, die er und Burghardt geleert hatten, versuchte er aus einem dunklen Eck seiner Erinnerung etwas herauszukramen, das ihm im Keller aufgefallen war. Es war etwas Seltsames gewesen, etwas, das nicht hierher gehörte. Während er noch darüber nachdachte, fiel ihm sein Kollege und aktueller Mitbewohner Ruzicka ein, der vor

wenigen Monaten nur knapp einen Mordanschlag überlebt, dabei aber seine Frau verloren hatte.

»Ich sollte Gerald hier herausbringen, damit er auf andere Gedanken kommt«, dachte Berner noch, dann schlief er ein.

Draußen verblassten bereits die Sterne im Osten, und ein dünner Streifen Hellblau kündigte den kommenden Tag an.

12.4.1945, Deutschbrod/Protektorat Böhmen und Mähren

Der Morgen graute, und die Welt ging unter. Seit drei Uhr früh heulten die Stalinorgeln, und die Geschosse schlugen in und um die Kleinstadt Deutschbrod ein wie ein Sturm aus Feuer und Metall, todbringend und unaufhaltsam. Wer konnte, saß in den Kellern und betete oder war in den Wäldern verschwunden. Im spärlichen Morgenlicht reihte sich bald Krater an Krater, die Mehrzahl der niedrigen, ärmlichen Häuser am Ortseingang waren dem Erdboden gleichgemacht worden. Schuttberge, aus denen zertrümmerte Möbel, Leichteile und Hausrat ragten, zeugten vom unaufhörlichen Vormarsch der Roten Armee gegen Westen. In einer Zangenbewegung rückten die Einheiten vor, hielt nur kurz inne, um sich zu sammeln und den weiteren Vormarsch zu koordinieren. Prag war so gut wie eingeschlossen, und in einer weiten, halbrunden Bewegung zog die linke Flanke unter General Konew den Vormarsch auf die Grenze der Ostmark durch, versprengte Einheiten der Wehrmacht und der SS vor sich hertreibend.

Die Schlacht um Berlin tobte bereits, und die Tage des Krieges waren gezählt. Wagners Götterdämmerung war angebrochen. Auf die verbrannte Erde folgte die verbrannte Hoffnung. Jeder für sich und keiner für alle, lautete die Devise. Die fliehenden deutschen Wehrmachtverbände, die den Russen an manchen Orten noch erbitterten Widerstand leisteten, wurden immer kleiner oder lösten sich nach und nach auf.

Die deutsche Wehrmacht war am Ende ihres Weges angelangt. Wer nicht in die Hände der russischen Truppen fallen wollte, der musste laufen, um sein Leben rennen, immer weiter westwärts, den Alliierten entgegen. Oder er endete in Sibirien, in den Arbeits- und Vernichtungs-

lagern der Sowjets, die Rache nahmen für den Krieg und die Zerstörung und das Leid, die der Krieg seit 1940 über sie gebracht hatte.

Wie durch ein Wunder war der Bahnhof der kleinen Stadt, ein Eisenbahnknotenpunkt südlich von Prag auf der Strecke nach Wien, noch relativ unversehrt geblieben, und der Zug, der nun bereits seit zwei Tagen auf einem der Abstellgleise stand, hätte sofort weiterfahren sollen. Wenn nur die Lokomotive nicht vor vierundzwanzig Stunden von einem Oberst der Wehrmacht requiriert worden wäre, um einen überfüllten Truppentransport westwärts in Richtung der Dritten US Army zu ziehen.

Oberleutnant Gustav Richter stand in seiner fleckigen und verschwitzten Uniform auf dem verlassenen Bahnsteig des Provinzbahnhofs, der noch in den letzten Jahren der k.u.k Monarchie gebaut worden war und von einer längst untergegangenen Pracht kündete. Nun zogen Rauchschwaden über die Verschubgleise, Flammen loderten an allen Ecken und Enden, die Luft roch nach Tod und verbrannter Erde.

Richter verzog angewidert das Gesicht. Er war ausgelaugt wie alle, kam von der Ostfront, hatte die Schlacht um Charkow geschlagen, die Stadt einmal erobert und einmal verloren und dann den langen, gnadenlosen Rückzug nach Westen mitgemacht. Jetzt war er am Ende, genauso wie der Krieg, den er vergebens geführt hatte. Seine Illusionen und Hoffnungen waren auf den Schlachtfeldern geblieben, seine Freundin Hannelore war schon vor langer Zeit mit einem Spekulanten und Kriegsgewinnler davongelaufen, dem es gelungen war, sich vor der Mobilmachung zu drücken, und der »an der Heimatfront kämpfte«. Richter wurde schlecht, wenn er nur daran dachte.

Auch die Briefe an seine Eltern waren seit 1943 unbeantwortet geblieben, so als habe er sie ins Nirgendwo geschickt. Was erwartete ihn, wenn er je nach Hause kommen sollte? Gab es noch ein Zuhause? Langsam spürte Richter, wie ihm der Boden unter seinen Füßen entglitt. Die Schlachten waren geschlagen und verloren. Gab es ein Leben nach dem Armageddon? Zu viele Fragen, und er wusste keine Antworten mehr. Vielleicht war im Nachkriegsdeutschland kein Platz für Verlierer.

Vielleicht war es einfach besser zu sterben.

Er hatte einen schalen Geschmack im Mund, als er nachdenklich die wenigen Waggons betrachtete, aus denen der kurze Zug vor ihm

bestand. Bis hierher waren sie zu Fuß und in einigen Lkws gekommen. Ohne Benzin waren sie hier gestrandet, und der Himmel hatte ihnen den Zug geschickt. Oder doch nicht?

Den Schluss bildeten vier geschundene Güterwagen der Reichsbahn, deren Beplankung bereits große Lücken aufwies und den Blick auf die Ladung freigab: Koffer, Habseligkeiten von Vertriebenen, einige Kulturgüter aus evakuierten Schlössern, Munition und ein paar Kisten mit Waffen, die bald niemand mehr brauchen würde. Dann folgte ein alter Personenzugwaggon, der seine besseren Zeiten schon lange wieder vergessen hatte. Luftangriffe von gierigen alliierten Tieffliegern hatten kaum Fensterscheiben intakt gelassen, der kalte Frühlingwind pffte durch die Abteile, die zum provisorischen Lazarett umfunktioniert worden waren. Stöhnen und vereinzelte Schreie drangen aus dem Waggon, immer wieder unterbrochen vom Kreischen der einschlagenden Projektile der russischen Raketenwerfer.

Die Hölle ist hier und jetzt, dachte Richter. Nur der Teufel ist schon weg, vorausgegangen, irgendwohin. Sie würden einsam sterben, einfach verscharrt werden entlang der Gleise in dieser Kleinstadt, und niemand würde nach ihnen suchen. Wozu auch? Sie waren die verlorene Generation. Sie hatten sich selbst verloren.

Der vorderste Teil des Zugs wurde von einem bemerkenswert neuen Güterwaggon gebildet, der fest verschlossen war und von zwei SS-Oberscharführern mit umgehängter MP42 bewacht wurde, die neben den Gleisen auf und ab patrouillierten. Dieser Waggon war es, der Richter Sorgen bereitete. Die Gesichter der SS-Leute waren grimmig, blass und unergründlich. Vor kaum 24 Stunden hatten sie gemeinsam mit zwei Untersturmführern versucht, den herbeigeeilten Oberst davon abzuhalten, die Lokomotive abzukuppeln. Hatten von einem »höchsten Befehl« gesprochen, von »geheimer Reichs-sache«.

Richter war dabeigestanden und konnte doch nicht verhindern, was dann geschah. Der Oberst hatte überraschend die Pistole gezogen und zweimal abgedrückt. Das hatte einen der Untersturmführer in ein schnell geschaukeltes Grab neben den Gleisen gebracht und den zweiten in den Lazarettwaggon, mit einem Lungendurchschuss.

Richter hatte durch sein Eingreifen noch Schlimmeres verhindert, aber die Lokomotive war trotzdem verloren.

Jetzt standen nur mehr die beiden SS-Männer mit ihren Maschinenpistolen zwischen der geheimnisvollen Ladung und der auseinanderbrechenden Welt und warteten, dass ihr Kommandant endlich wieder zurückkommen würde. Dieser hatte vor zwei Tagen überraschend einen Befehl erhalten und war in einem requirierten Wagen davongebraust. Über sein Ziel hatte er kein Wort verloren. Über seine Rückkehr auch nicht.

Wieder kreischten die russischen Raketenwerfer hinter dem Hügel, und diesmal waren die Einschläge näher am Bahngelände. Dreck, Steine und Metallteile flogen durch die Luft, für einen Moment verstummten die Schreie der frisch Operierten, um dann umso lauter wieder einzusetzen.

Richter griff in die Tasche, zog eine filterlose Zigarette und ein Sturmfeuerzeug heraus, wanderte langsam zu einem der Warteräume, der nach geteertem Holzboden und getrocknetem Urin roch, und beugte sich in eine Nische. Der Feuerstein schlug Funken, und die Flamme des Feuerzeugs erleuchtete flackernd ein Gesicht, das vorzeitig gealtert war. Die Furchen, die sich entlang des dünnen Mundes und zwischen den dunklen Augenbrauen zogen, verrieten Müdigkeit und Verzweiflung. Richter hatte so viele Menschen sterben gesehen, dass er aufgehört hatte, sie zu zählen. Er war in den heißen Sommern durch mückenverseuchte Sümpfe gerobbt und hatte in den langen russischen Wintern verzweifelt versucht, sich warm zu halten. Er hatte seine Kompanie immer wieder aufgefüllt, mit immer jüngeren Rekruten, die immer schlechter ausgebildet waren und immer schneller starben.

Richter hustete. Irgendwann hatte er es aufgegeben, sich ihre Namen zu merken. Sie wurden schneller begraben, als er ihre Namen überhaupt lernen konnte.

Er selbst hatte bisher unglaubliches Glück und offenbar einen Schutzengel gehabt, war immer wieder dem sicher scheinenden Tod entkommen, trotz Ruhr, regelmäßig wiederkehrenden Fieberanfällen und einer Schusswunde am Oberschenkel.

Richter inhalierte tief und lang und hustete danach noch länger.

»Sie sollten endlich auf ein anderes Laster umschwenken, Oberleutnant«, ertönte eine Stimme hinter ihm, und eine Hand legte sich auf seine Schulter. Richter nickte, noch immer hustend, und drehte sich um. Feldwebel Günther Walkowski stand vor ihm und sah ihn besorgt

an. Der geborene Berliner war mit Richter nach Russland und wieder zurück gezogen, zu Fuß, auf Panzern und schlingenden Lastwagen, in zugigen Güterwaggons und in Beiwagenmotorrädern, die oft genug in Schlammspuren versanken und von Pferden wieder herausgezogen werden mussten.

Richter, der Rechtsanwaltssohn aus dem Ruhrgebiet, der eigentlich *von* Richter hieß, und Walkowski, das Arbeiterkind aus Steglitz, waren durch die Erlebnisse der letzten fünf Jahre zusammengeschweißt worden, mehr als durch jede Familienbande. Trotzdem waren sie noch immer per Sie, ein Zeichen von gegenseitigem Respekt und vielleicht auch ein letzter Rest von Eleganz und Stil in diesem dreckigen Krieg.

»Welche Laster bleiben uns denn Ihrer Meinung nach noch, Feldweibel? Frauen? Rauschgift? Alkohol? Nächtelange Vergnügungen in schummerigen Bars und Kaschemmen? Das ist längst vorbei, Walkowski. Das war in einem anderen Leben, und ich glaube nicht an die Wiedergeburt.« Richter machte eine wegwerfende Handbewegung, spuckte auf den schwarzen Holzboden und deutete über seine Schulter. »Es gibt anderes, Handfestes, woran ich glaube. Da hinten steht der Iwan und zieht uns die Haut über die Ohren, wenn er uns erwischt, wie einem ganz gewöhnlichen Feldhasen. Wir sollten schon lange weg sein, trotzdem hängen wir in diesem tschechischen Drecksnest fest. Kein Benzin mehr, keine Lokomotive, und die Munition geht zur Neige. Unsere Männer sind entmutigt, verletzt oder körperlich am Ende. So viel zum Glauben.« Er zuckte resigniert mit den Schultern und nahm einen weiteren tiefen Zug.

Mit einem orgelnden Brausen piff ein russisches Geschoss über das Bahnhofsgebäude und explodierte in unmittelbarer Nähe, rüttelte an den verbliebenen Glasscheiben in den hölzernen Fensterläden und schleuderte eine Fontäne von Kies und Erde meterhoch durch die Luft. Richter zuckte nicht einmal mit der Wimper.

»Die schießen sich langsam ein. Der Teufel soll den Iwan holen«, murmelte Walkowski und blickte durch das Fenster nach draußen auf die Gleise, den Zug und die SS-Männer, die noch immer ungerührt neben dem Waggon Wache schoben. War es Dienstauffassung oder Starrsinn? Er konnte es sich nicht erklären.

Im Hintergrund sah er Lagerhallen mit Rampen und einen radlosen, aufgebockten Lkw, einen schmalen Lokschuppen mit löchrigem

Dach und eine lang gestreckte Werkstatthalle, die nur noch zu zwei Drittel eingedeckt war. Der Morgen stieg langsam über die Hügel, und Walkowski fragte sich, wie viele Tage noch vor ihnen lagen.

»Die Freude wird er uns nicht machen«, meinte Richter trübe, »der Teufel hört uns nicht mehr, Walkowski. Er ist schon vor Jahren nach Osten ausgewandert. Wahrscheinlich ist er Russe geworden und jetzt kommt er zurück, um uns zu holen.«

»Herr Oberleutnant!« Walkowskis Ton ließ Richter aufhorchen. Der Feldweibel schaute aus dem Fenster, und ein nachdenklicher Zug lag auf seinem abgezehrten Gesicht. Richter folgte seinem Blick, aber er wusste nicht, was Walkowski so alarmiert hatte.

»Haben wir eigentlich schon mal den Lokschuppen kontrolliert?«, fragte der Feldweibel und stieß sich gleichzeitig von der Wand ab. Er stieß die knarrende Türe auf und verließ den Warteraum, sah sich kurz um und lief dann gebückt über Gleise und Bahnsteige, umrundete einige wild wachsende Gebüsch, immer wieder sichernd nach links und rechts schauend. Misstrauisch beobachteten ihn die beiden SS-Männer, zuckten dann mit den Schultern und wandten sich wieder ab.

Schließlich hatte Walkowski die rußigen Mauern des Lokschuppens erreicht, lehnte sich gegen die verwitterten Ziegel und wartete, horchte, wartete wieder und schaute sich besorgt um. Die tschechischen Widerstandsgruppen waren nicht zu unterschätzen, das hatten sie in den letzten Tagen immer wieder schmerzhaft erfahren müssen. Als er endlich zufrieden war, öffnete er die niedrige schmutzig blaue Tür und schlüpfte rasch ins Innere.

Richter beobachtete ihn im schwachen Morgenlicht von der Wartehalle aus. Die Nase Walkowskis hatte sie oft aus den verfahrensten Situationen gerettet. Er verdankte dem Feldweibel bereits zwei Mal sein Leben. Er war sein Schutzengel und der letzte Grund, warum er überhaupt noch kämpfte. Er wollte den Freund nicht alleine lassen.

Drei weitere Geschosse piffen über das Bahnhofsgebäude und schlugen neben dem Gleis ein, auf dem der kurze Zug stand. Die Druckwelle schleuderte die beiden SS-Männer erst zu Boden und wirbelte sie dann durch die Luft wie Marionetten. Einer wurde gegen den gusseisernen Mast der Bahnsteiglaterne geworfen, und Richter hörte, wie mit lautem Knacken seine Wirbelsäule brach. Dann rutschte der SS-Mann schlaff am Laternenmast herunter, wo er regungslos liegen blieb.

Der zweite Mann in der schwarzen Totenkopf-Uniform wurde gegen den Waggon geschleudert, dabei kippte sein Helm nach vorn, und der spitze Handgriff des Riegels der Schiebetüre bohrte sich in seinen Hinterkopf, durchschlug die Schädeldecke wie Papier und tötete ihn auf der Stelle. Die Maschinenpistole entglitt seinen Händen, und er hing am Güterwaggon wie an einem Fleischerhaken.

Richter stürzte hinaus, sprang über die Gleise und ignorierte eine weitere Salve der russischen Artillerie, die über seinen Kopf rauschte. Dann stand er neben dem SS-Mann, der am Fuß des Laternenmasts lag und ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte.

»Ich spüre nichts, ich spüre nichts«, stammelte er immer wieder.

Der Offizier legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. »Die Sanis werden gleich hier sein, rühren Sie sich nicht.«

Der Verwundete sah ihn mit einem Blick voller Furcht an, der Richter das Blut in den Adern gefrieren ließ.

»Zu spät, viel zu spät, er holt uns ... jetzt holt er uns endgültig, es gibt kein Entrinnen«, flüsterte der Mann in der schwarzen Uniform entsetzt. Er schloss die Augen, dann sprach er weiter, wie im Traum. »Hören Sie zu, Oberleutnant, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist.« Seine Stimme kam stockend und leise, und Richter musste sein Ohr an seinen Mund legen, um den Sterbenden zu verstehen. »Wir haben einen Befehl von Reichsführer SS Himmler, diesen Waggon unbedingt in die Alpenfestung zu bringen.«

»Alpenfestung?«, fragte der Oberleutnant und runzelte die Stirn. »Wo soll das sein? Nie gehört.«

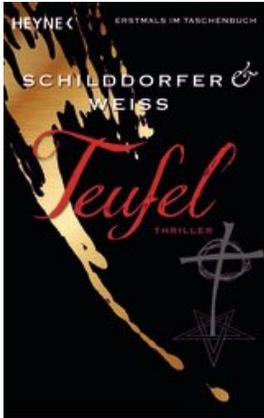
»Der Ort heißt Altaussee«, flüsterte der SS-Mann, »wichtiger aber ist etwas ganz anderes.«

Wieder kreischte ein Projektil über das Bahngelände, und diesmal duckte selbst Richter sich instinktiv, weil es so nah war.

»Was ist wichtiger?«, gab der Oberleutnant zurück, nachdem die Explosion verklungen war.

»Öffnen Sie niemals die Kisten in dem versiegelten Waggon, hören Sie? Niemals, was immer auch passiert! Schwören Sie es!« Er sah Richter durchdringend an, so lange, bis dieser langsam nickte.

»Und wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, dann befolgen Sie den Befehl. Bringen Sie die Fracht in die Alpenfestung. Es gibt nur diese Möglich-



Gerd Schilddorfer, David Weiss

Teufel
Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 656 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43603-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2013

Die Wahrheit muss verborgen bleiben

Zwei Leichen, eingemauert in ein Kriegerdenkmal, sind nur der Anfang eines Alptrahms. Reporter Paul Wagner und Historiker Georg Sina geraten einem Geheimnis auf die Spur, das am Fundament der katholischen Kirche rüttelt. Gesucht wird ein brisantes Archiv, das im Zweiten Weltkrieg verloren ging. Der vatikanische Geheimdienst und eine geheimnisvolle Bruderschaft wollen dieses Wissen wiedererlangen – um jeden Preis. Doch da ist noch etwas Älteres ... viel Gefährlicheres ... Als Sina und Wagner das erkennen, scheint es bereits zu spät zu sein.